

(Nachdruck verboten.)

## 17) Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Das wurde noch ein sehr vergnügter Abend. Mine wurde ganz eingewickelt in Freundlichkeit. Der Onkel schenkte ihr immer wieder in ihr Glas zu, es wurde gar nicht leer; die Tante gab ihr allerhand gute Ratschläge und versprach, ihr bald eine bessere Stellung zu besorgen, als die drüben beim „ollen Schnapsputzer“ war. Trude band ihr von dem Krawattentücheltchen, das sie sich ungeschickt umgeknüpft hatte, eine „schöne“ Schleife, und Artur wechselte zuweilen einen Blick des Einverständnisses mit ihr, der ihr wohl tat.

Mine war sehr vergnügt; plötzlich fiel ihr ein: wo war Grete? Draußen hörte man jetzt den Wind heulen und den Regen auf die Steinplatten des Hofes klatschen; der schöne Spätsommernachmittag hatte sich in einen bösen Herbstabend verwandelt. Wo blieb das Kind?

„Ach so, de Grete,“ sagte Vater Reschke auf ihre Frage; die anderen nahmen gar keine Notiz davon.

Nach einer Weile fragte Mine noch einmal, sie konnte den Gedanken an das stumme Mädchen nicht los werden. „Wo is se denn hin, de Grete?“

Elli, die bis dahin in der Sofaecke gedruselt hatte, schnellte plötzlich auf. „Die Grete? Bei de Hallelujamädchens is sel Sibibi!“

„Schon wieder bei de Hallelujamädchens?“ Vater Reschke grinste. „Die wird an'n Ende ooch noch 'ne Kiepen-Zule!“ Alle lachten.

„Laß ihr man,“ meinte die Mutter, „da is se jut usje-hoben.“

„Du, Elli, sing mal das Stück — ach, Du weißt schon,“ rief Trude.

„Ja, singe mal, Ellichen,“ redete die Mutter zu.

Die Kleine zierte sich. „Nel Ich bin müde!“

„Ach was, singe doch!“

„Singe, Ellichen, singe!“

„Wenn de singst, schenke ich Dir ooch en Froschen,“ versprach der Vater.

Elli, die bis dahin mit verdrossenem Gesicht still dagesstanden, schleuderte jetzt plötzlich mit einer gelenkigen Bewegung die Beine in die Luft; fast hätte ihre Fußspitze die Nase des sich zu ihr beugenden Vaters getroffen. Ihre gestärkten weißen Röschchen raschelten, wild flatterte ihre blonde Mähne. Schriß setzte sie ein:

„Ich bin die Josephine von die Heilsarmee,  
Durch mich bekam die Chose erst ihr Renommeel!“

Alle Mäuler zogen sich breit, mit außerordentlichem Vergnügen lauschte die Familie.

„Wenn ich 'nen Haufen Männer seh,  
Denn schief ich gleich drauf los;  
Als Missioneuse bin ich ja  
Auch im Bekahren froh —“

Immer lebhafter das Beingeschlenker, immer schriller der Gesang.

Die Zuhörer starben fast vor Lachen. Trude quickte und wand sich, als ob sie gekittelt würde; Herr Reschke schlug sich ein über das andere Mal aufs Knie: „Gaha — hoho!“ Frau Reschke hielt sich die Seiten: „Hör uf, Ellichen, hör uf! Ist plake — Jotte doch, ist plake!“

Kein Aufhören. Wie eine trunkne Mätade raste das kleine Mädchen. Der Vater trampelte mit den Füßen den Takt, die Mutter ächzte nur mehr und wiegte sich hin und her.

Immer lähner wurden die Sprünge, immer leiser die Bewegungen. Nicht mehr gesungen, ohne Atem geschrien, stoßweise nur, kam der Refrain noch heraus:

„Ich bin — die Josephine — von die Heilsarmee“ —

Schallende Bravorufe, stürmisches Händeklatschen, Töne höchsten Entzückens.

Da — draußen vom Hof her eine klägliche Stimme, kaum verständliches Aufen!

Trude quietsche hell auf: „Die Josephine von der Heilsarmee!“ Vor Lachen taumelnd, stolperte sie nach der Hintertür, um der Schwester zu öffnen. Sie hatten alle das Klopfen nicht gehört.

„Na kommste endlich?“ rief die Mutter; noch konnte sie vor Lachen kaum ein Wort vorbringen. Die ganze Familie lachte, als Grete, geblendet vom Lampenschein, verblüfft von der unerklärlichen Fröhlichkeit, die sie empfing, starr da stand.

„Steh nich so dammelig,“ schrie die Mutter. „Wie siehste aus. Quatschnak!“

Und der Vater rief: „ne jehadete Kiepen-Zule!“

Und alle lachten, lachten: „Gaha — hoho — hebe — hibi!“

Einen hilfeschüchternen Blick warf Grete umher; ihre schmalen Wangen bedeckten sich mit einer fliegenden Röte, ihre Lippen bewegten sich zitternd. Ein Freundschein glitt über ihr Gesicht, als sie Mine entdeckte.

Diese zog das Kind an sich. „Warum kommste nich bei mer, Grete?“ flüsterte sie ihr ins Ohr. „Komm doch!“

Und Grete flüsterte wieder: „Se ließ mir ja nich, se paste mir uf!“ Ein Zucken ging durch ihren dürftigen Körper; beide Arme um den Hals der Cousine schlingend, wisperte sie in leidenschaftlicher Umarmung: „Ich hab Ich n gesehen — Ich Er war da — jetzt — heute — mitten unter uns! Bei uns, bei mir! Im Saal!“

Mine fuhr zurück; betroffen starrte sie die Kleine, vom Regen triefende Gestalt an. Ein entrückter Glanz war in Gretes Augen.

9.

Die ganze Woche über dachte Verta an ihren Sonntag; schade, daß der nur alle vierzehn Tage war! Das war ein Tropfen für ihren Durst; sie amüsierte sich immer zu famos.

Ganz versunken konnte sie mitunter am Herd stehen und in die Flammen starren; dann ließ sie im Geist noch einmal alle Bilder des Sonntags an sich vorüberziehen: das Gemühl der Menschen, der bunten Kleider, die lachenden Gesichter. Sie hörte die Tanzmusik und das Scharren der Füße, die Schmeichelreden alle, die man ihr zugerant.

Sie war sehr beliebt, man riß sich um sie. Leicht wie eine Feder, flog sie im Tanz dahin, ihre hübsche Gestalt wirbelte von einem Arm in den anderen, wie ein Blumenblatt, das der Wind treibt. Im tollsten Jagen befiel sie immer ihre gleiche kühle Frische: kaum, daß sich die zarte Röte auf ihrem blonden Gesicht um eine Schattierung vertiefte. Kein feuchter, verwirrter Schimmer kam in das klare Blau ihrer Augen, wenn sie einer verstoßen auf den Fuß trat oder ihr ein heißes Wort ins Ohr flüsterte; sie sah ihn groß an, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie lachte nur hell, eigentümlich glasbell; das machte die Männer ganz toll.

An einem ehrlichen Bewerber fehlte es ihr auch nicht: der Durstige Peters hatte seinen Dickkopf rettungslos in sie verschossen. War er auch keines Marschbauern Sohn — sein Vater war Halbhufner auf der Geest —, so hatte er doch ein kleines Häuschen zu erwarten, zwei Kühe und ein Dutzend Schafe. Und hartnäckig schilderte er ihr sein Wandrup auf der baumlosen Heide als das Schönste auf der Welt. Abends kam er vor seinem Hirschengelast, das fünf Treppen hoch, oben auf dem Boden neben der Waschküche, lag, zu ihr in die Küche heruntergeschlichen; dann sah er auf der Eimerbank und schnitzelte verlegen an einem Stück Holz, während sie am Herd lehnte, die Arme über die Brust gekrenzt, die Füße in den zierlichen Lederpantöffelchen weit vorgestreckt.

Um ihren Mund zuckte ein Lächeln — das sollte ihr fehlen, einen heiraten, der nichts hatte! Das sah man ja hier bei Hauptmanns, was nutzte es denn, daß sie sich gern hatten? 'ne pauvre Wirtschaft! Immer das Billigste, und die alten Hosen vom Herrn wurden für Kurtchen zurechtgemacht. Die gnädige Frau drehte jeden Groschen um, dabei wurde sie so nervös, ganz unausstehlich und kam in die Küche gelaufen und sagte: „Das ist ja, als ob sie einen Dohsen braten wollten,“ wenn noch ein paar Kohlen im Herd glimmten. Auch wollte sie 's durchaus nicht leiden, daß Peters abends in der Küche saß, da wurde zu viel Petroleum verbrannt. Wenn Peters nicht da war, blieb die Küche dunkel, und Verta stand unten in der dümmrigen Hausstürmische oder schwatzte im Reschkeschen Keller. Dagegen hatte die Frau Hauptmann nichts; mochte

es Mitternacht werden, wenn nur das Mädchen morgen in aller Frühe wieder heraus war. —

Nun war es Winter, wenigstens dem Kalender nach, dem Wetter merkte man es nicht an. Kein Frost; Regen alle Tage. Der Reschke'sche Keller glich einer dampfigen Höhle, in der man Gestalten auf und nieder tauchen sah, wie höllische Wesen in einem brodelnden Herentessel.

Frau Reschke hatte abends nicht Sitzgelegenheiten genug für alle Besucher; auch Serren fanden sich ein, Bräutigams aus der Nachbarschaft, die ihre Bräute wenigstens einen trocknen Augenblick genießen wollten. Wenn Mutter Reschke besonders guter Laune war, öffnete sie wohl einem wartenden Bräutigam ihr Privatzimmer und rief dem eiligst herbeistürzenden Mädchen wohlwollend zu: „Machen Sie man, er is schon drine! Da sind se ganz unjestört!“

Nur Elli saß in der guten Stube. Aber die war ja noch ein Kind!

Mine und Berta trafen sich morgens oft im Keller, Frau Reschke hatte ihrer Nichte die Empfindlichkeit gegen Berta ausgedehlet. „Sei nich so tüd'ich, Mine, eene Hand wäscht de andre. Un is se denn nich en nettes Mädchen?“

Das fand Mine auch, und eine besondere Anhänglichkeit zog sie immer wieder zu jener hin; Berta war ihr ein Stück der Heimat, die ihr im Gewühl der Stadt, im Getriebe der Tage mehr und mehr zu entschwinden drohte. Die von daheim geschrieben so selten. Neulich hatte der Vater Malen einen Brief diktirt, da stand aber weiter nichts darin, als: „Wir sind alle gesund“, und dann kam eine lange Litanei von Geschenken, die sie sich bei ihr zu Weihnachten bestellten. Kein Wort von dem, was Mine gern hören wollte; sie ärgerte sich, als sie langsam den Brief sinken ließ, den sie voller Freude hastig aufgerissen.

Sie beklagte sich bei Berta. Diese lachte: „Sei nich so geizig!“

„Ne, ne, das is es nich bloß! Aber, daß se so gar nich nach mer fragen!“

„Ne was!“ Schick ihnen was, un denn is 's gutt. Ich hab Mutter ooch schon was geschickt; die is nu wie 'n Dhr-uürmchen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Geranienzweig.

Von Ilse Frapan-Munian.

Der Giuseppe Fumasoli war gestorben. Sein Geschäft hatte ihn nicht ernährt. Es ist kein lohnendes Geschäft, aus alten Stiefeln neue zu machen! Sie werden nicht neu, trotz aller Mühe, und der Käufer, der Trödler, der neben der Synagoge wohnt, schwört bei jedem Paar, das der Flickschuster ihm bringt, es werde keinen Abnehmer finden. Und bei jedem Paar zahlt er wieder ein paar Centesimi weniger.

So kam es, daß Giuseppe Fumasoli trotz täglicher sechzehn-stündiger Arbeit verhungerte. Er fiel eines Tages ganz langsam von seinem kleinen Hocker herunter, nachdem er vorher nur ein paar mal hin- und hergeschwankt hatte, als ob er betrunken sei.

Seine alte Mutter, die mit ihm in demselben lustlosen, lichtlosen, halb Kellerartigen Loch wohnte, kam mit ihrem Sad voll alter Stiefel auf dem Rücken ahnungslos herein und fand ihn da liegen zwischen den abgeschrittenen Schäften, löcherigen Sohlen, zwischen den vertretenen Holzabsätzen, den Nägeln und dem Handwerkszeug auf dem schmutzigen gestampften Boden.

Er war schon tot und kalt.

Die Madre Fumasoli warf ihren Sad von der Schulter und sich selbst neben dem toten Sohn zwischen die Lederabsätze in den Schmutz. Die Madre Pompanini, in der Nachbartür, hatte den wilden Schreckensschrei gehört und guckte herein. Da lag der wachsgelbe abgekehrte Kopf Giuseppe's mit dem spitzen Kinn, auf dem ein dünnes schwarzes Bärtchen stand, leblos im Schoße seiner Mutter, und die Madre Fumasoli hatte ihr Gesicht mit dem losen roten Kopftuch über ihn gebeugt und gab keinen Laut von sich.

Sie saß noch so, als die Madre Pompanini unter großem Geschrei das ganze Gäßchen zusammengerufen und irgendwie auch einen Arzt herbeigeschrien hatte.

Der Arzt war ein ästhetisch gebildeter Herr, und als er die Gruppe am Boden sah, frapierete ihn in der Haltung der beiden der ewig alte Vortwurf der Mutter mit dem toten Christus. Und er dachte an seinen Freund, den Maler „Symbolizetti“, dem dieses Modell einer modernen „Pietà“ leider entging. Sonst gab es für ihn hier eigentlich nichts mehr zu tun. Schnell untersuchte er den lang hingestreckten Toten und bestätigte, daß er tot sei. Todesurjade: „ungenügende Ernährung“. Dann machte er sich eiligst aus dem Staube, da er, vielleicht nicht mit Unrecht, vermutete,

daß man ihn hier im Quartier der Ärmsten und Elendesten anbetteln könne.

Der an chronischer Verhungerung gestorbene Giuseppe wurde schon am nächsten Tage begraben. Die Madre Fumasoli begriff davon sehr wenig. Ohne die Pompanini wäre der Giuseppe wohl gar ungewaschen in den flachen Sarg gelegt worden, die gekrümmten Finger schwarz vom Schusterpech, und in dem zerrißenen graufarbenen Arbeitshemd.

Die Madre Fumasoli wusch ihren toten Sohn nur mit ihren Tränen und betrachtete ihn unablässig, ohne eine Hand zur Hilfe zu regen. Als der Armenjarg über ihren Giuseppe geschlossen ward, da traf jeder Hammerschlag sie ins zukende Herz, und der ästhetisch gebildete Arzt, wenn er sich noch einmal in diese Höhle des Jammers getraut, hätte sie wohl wieder vergleichen können mit der schmerzreichen Madonna, in deren Brust sich sieben Schwertzer bohren.

Sieben Schwertzer! Ja, warum nur sieben?

Da ist das Leid um den Sohn, daß er gestorben ist. Da ist das Weh, daß er so jung gestorben ist. Da ist die tödliche Angst um den morgigen Tag. Da ist die Sehnsucht nach dem Toten, der alle ihre Sorgen teilte. Da ist die Verzweiflung, daß er so allein sterben mußte. Da ist das Herzeleid, daß ihn die Entbehrung getötet hat. Da ist das qualende Verlangen, ihn noch einmal sprechen zu hören. Da ist die schwarze Stelle, wo er tot am Boden lag. Da ist der fressende Gram der Vereinsamung. Da ist —

Sieben Schwertzer? Ja, warum nur sieben?

Der Giuseppe wurde also begraben. In einem Massengrab, denn er hatte ja auch bei Lebzeiten zu der unterschiedslosen dunklen Masse gehört. Der Platz auf dem Friedhof sah aus wie ein neubestellter sandiger Acker, auf dem eine dichte Menge kleiner Holzkreuze wuchsen, regellos verstreut, gedrängt an einigen Stellen, weitaufjüger gestellt an den anderen. Zur Rechten dehnte sich eine noch größere kahle Wüste, wo die schwarzen Kreuzchen, ganz kleine Kreuze mit weißen Nummern, sich noch dichter hintereinander drängten. Das war der Platz der Kinder jener Armenlosen. Aber nach links — oh nach links war es anders. Dort grünten Kränze und blühten Topfpflanzen hinter zierlichen schwarzen und goldenen Gittern, vor Marmortafeln mit goldenen Inschriften, vor bunten Porphyrsäulen mit den weißen Reliefbildern der Verstorbene, vor blinkenden Statuen mit verhüllten Gesichtern und gerungenen Händen.

So ehrte man diejenigen, denen es im Leben gut und behaglich ergangen, und die sich deshalb, weil es ihnen so gut und behaglich ergangen, als Ausnahmen emporhoben und nicht verwechselt werden durften mit der dunklen, unterschiedslosen, großen Masse, selbst nicht im Tode!

Ein breiter Fußsteig trennte das Villenviertel des Kirchhofes von dem Armenviertel.

Die Madre Fumasoli wußte von allen diesen Dingen nichts. Sie wußte überhaupt sehr wenig. Sie war ein armegeborenes und armegebliebenes, unwissendes altes Weib. War einmal ein Gedanke in ihrem Kopfe gewesen, so hatte die Not und das Elend ihn längst vertrieben. Sie verglich nicht, sie überlegte nicht.

Sie sah nur.

Sah mit ihren halbausegeweiteten Augen auf das sandige Loch im gelben Boden, in das sie ihren Giuseppe gelegt hatten, und das eben jetzt der Totengräber verdrossen und eilig aufkauftelte. Und wenn der Totengräber bei seiner Arbeit zwischen sie und das Grab trat, dann sah sie seitwärts, links, die brennend roten Geranien, die blaffen Rosen und die grünen Palmwedel auf den Gräbern des Villenviertels.

Endlich hatte der Totengräber die Arbeit getan. Der Mann glättete ein wenig die größten Unebenheiten des Grabes, spuckte aus, schulterte den Spaten und ging.

Die Madre Fumasoli richtete sich schwerfällig auf, schlug das Kreuz und verbeugte sich vor dem bluttriefenden Christus, der mitten auf dem Fußsteig an dem Marterholz hing, nahm Weihwasser und sprengte es mit zitternden frostblauen Fingern auf das frische Grab. Dann schlich sie zögernd nach der linken Seite an ein besonders reich und bunt mit Topfblumen geschmücktes Grab, griff über das niedere Gitter und brach von einem Geraniumstoc einen Zweig mit Blüten, rot wie frisches Blut. Den Zweig gegen das blutende Herz gepreßt, kam sie zu dem Grabe ihres Giuseppe, warf sich nieder und steckte zärtlich und behutsam den blühenden Zweig in den lockeren Boden, die einzige Blüte hier auf dem großen kreuzebepflanzten Massengrab.

Das heißt — sie wollte das Zweiglein in das schon mit dem Finger gebohrte Loch stecken, als der Friedhofgärtner sie ertappte. Vom Ende des Fußsteigs hatte er den Raub gesehen und war mit langen Schritten herbeigeeilt. Sein Gesicht war zorngerötet, seine Gebärde wild.

Das wäre eine schöne Weltordnung, wenn jeder kommen könnte und die Gräber des Villenviertels berauben, von deren Pflanze er sein Brot aß!

„Was hast Du gestohlen, alte Heze?“ schrie er der zitternden Diebin entgegen, „das Grab des Herrn Unterpräfecten hast Du gewagt zu berauben! Ich hab' es wohl gesehen! Aber schlecht wird es Dir bekommen.“

Und er stellt die Blumentöpfe, die er trägt, hastig auf den Boden, und wie ein guter scharfer Wachhund packt er mit der einen Hand das Zweiglein blühenden Geraniums, mit der anderen

den bürren Arm der Madré Zumasoli und schleppt die ihr Verbrechen kaum Begreifende, vor Schreden und vor Scham fast Sinnlose zum Friedhofstor hinaus, hinaus auf die menschenvolle Straße, hinüber zu der Polizeiwache, die wie eine Fallgrube am Wege lauert.

„Gestohlen? Nun also! Paragraph so und so des Strafgesetzbuches kommt hier in Anwendung, und fertig. Nichts einfacher als das.“ Die Madré Zumasoli ward wegen Verräuberung eines Grabes zu acht Tagen Gefängnis verurteilt.

Das elegante Mailand, das schöne italienische Paris, ist ganz in froher Aufregung. Es feiert den Frühling mit einem Blumenfesto. Die Spiegelscheiben der Auslagen glitzern noch einmal so blank, aus den Fenstern sind bunte Teppiche gehängt, Fahnen und Fähnchen, Slangen mit Fichtengrün umwunden, an denen farbige Bänder flattern. Quer über die breiten Straßen ziehen sich Girlanden mit Inschriften, mit Versen, mit bunten schaukelnden Ballons. Der ganze Weg, den der prächtige, duftende Zug nehmen wird, ist dekoriert, bis zu den öffentlichen Gärten, wo man seit Tagen schon graft, hadt, säubert, um die Spuren des Winters zu vertilgen.

Blendend flimmert die scharfe Märzsonne auf dem weißen Marmorobol, schneidend preißt die Wisse durch den Korso Garibaldi herunter von den Bergen — Frühling soll sein!

Wie sie sich drängen auf den Plätzen und Straßen, wie die Hahnenfedern der Verzaglieri, die beordert sind, die Straßenmitte freizuhalten, um die Bette flattern mit den weißen Schleiern und schwarzen Mantillen der Frauen — Frühling ist da! Es soll Frühling sein.

Evviva, der Herold!

Evviva, der Sonnenstrahl als Herold!

Jemandem junger schöner Mann in goldglänzender Seide sprengt heran. Er eröffnet den Zug. Sein Kappel trägt vergoldete Säume, vergoldete Hufe, sogar die Mähne ist mit Goldstaub bestreut. Ein kurzer Strahlenmantel umfließt des Herolds Schultern, ein langes schmales goldgelbes Seidenfähnlein schwenkt er ohn' Unterlaß. Und sein schönes schwarzäugiges Gesicht lächelt so stolz und siegreich nach allen Seiten, als wär' er wirklich der Sonnengott. Und hinter ihm quillt und schwillt es von blumenüberschütteten, in Blumen gefüllten eleganten Wagen.

Eine wahre Blumenorgie, eine Blumenflut, eine duftende, quellende, blühende Vergeudung des übermütigen Reichtums!

Da wo sich die Wagen am dichtesten drängten, wo die Blumen wie ein Regen herunterfielen zwischen die Räder und zwischen die Füße, ward gerade die Alte hinübergeführt ins Gefängnis, die Madré Zumasoli. Solch ein Anblick für die Festlichen alle! So ungeschickt ist diese Polizei! Zum Glück sahen sie nur wenige, und schnell lehrten sie sich ab. Die gebeugte Greisin, die in Ehren alt gewordene, und nun, im siebenundsechzigsten Jahre noch zur Diebin entartete Madré Zumasoli!

Und auch sie sah nichts von der sinnlosen Orgie jener Feiernden, die über zertretenen Blumen und zertretenen Herzen ihren Tanz aufführte.

Vor ihren Augen war das Bild ihres Giuseppe, der bei sechzehnstündiger Arbeit täglich — Hungers gestorben.

Was kümmerten sie jene Wagen? Was jene fremden, in Seide und Gold gekleideten Leute?

Welcher Zusammenhang war zwischen jener Welt und der ihren?

Da fiel plötzlich etwas zu ihren Füßen nieder. Eine rote Geranioblüte, aus einem Wagen geworfen und abgelenkt vom Ziel.

Die Madré Zumasoli zuckte zurück, strauchelte, sah ängstlich zur Seite nach dem sie führenden Polizisten und setzte dann sorgfältig ihren Fuß daneben, so daß er den Zweig nicht berührte. Sie betrauerte sich wie vor einem höllischen Blendwerk — wollte der Teufel sie hier zum zweiten Male versuchen.

Und gebeugt und wankenden Trittes folgte sie dem Polizisten in das Gefängnis, das die Leute des guten Gewissens für die Sünder aufgebaut haben.

# Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(1809—1847.)

Am 3. Februar 1809 wird es einhundert Jahre sein, daß zu Hamburg ein jüdischer Bankierssohn geboren wurde, der in einem kurzen reichen Leben rasch zu der Höhe der musikalischen Großen aufstieg. Lieber, als am Gedenktage selbst, an welchem ja die allgemeinen Erinnerungen eigentlich schon zu spät kommen, weisen wir bereits jetzt auf die Bedeutung des Tages hin.

Mancherlei Aufführungen und sonstige Bemühungen werden das Gedächtnis Mendelssohns wieder erwecken, obschon die meisten Musiker andere Jubelfeiern freudiger veranstalten dürften als gerade die jetzige. Unter anderem werden am 29. Januar (mit Generalprobe am 28.) in der Singakademie das Oratorium „Elias“ und am 3. Februar in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche das Oratorium

„Paulus“ aufgeführt werden. Wir heben diese zwei Gelegenheiten besonders deshalb hervor, weil beide Oratorien als des Meisters vielbeliebte und vielwiederholte Hauptwerke gelten. Sie kennzeichnen jedenfalls gut sein innerstes Streben.

Das wohlgepflegte Wunderkind aus einem noch jetzt musikalisch reichbewegten Haus verlebte seine Jugend in einer Zeit, deren literarischen und künstlerischen Geist wir kurz als „Romantik“ bezeichnen; und als der Virtuose der Romantiker steht Felix wohl für immer in der Geschichte der Musik sowie der Kunst überhaupt da. Doch gibt es kaum einen Großen, gegen dessen Beliebtheit und schier endlose Nachbildung ein solcher Rückschlag eingetreten ist wie bei Mendelssohn. Süßlich-sentimentales Melodienpiel, Unechtheit und Oberflächlichkeit — so hört man über Mendelssohns Musik sprechen. Und von ihr selbst hörte man seit langem außer einigen großen Unentbehrlichkeiten kaum noch etwas, am wenigsten seine jedenfalls dankbaren feinen Kabinettstücke.

„Oberfläche“: das stimmt zum Teil am ehesten. Weit und breit gibt es nicht bald einen Schaffenden, der so sehr wie Mendelssohn seine Leistungen mit Leichtigkeit fix und fertig hingestellt hat. Zwar müßte er sich redlich, Dinge zu erreichen, für die ihm das eigentliche Organ fehlte. Abgesehen davon aber gehörte er keineswegs zu denjenigen Idealisten, die jeden Gegenstand so lange drehen und wenden, bis sie seine rauheste, aufgabenreichste Seite sich zugewendet haben, die sich bis in das Innerste hinein abquälen und deren Leistungen noch die Spuren des arbeitenden Ringens tragen. Mit Eleganz drüber weg: so soll Mendelssohn dirigiert haben, und so muten auch seine Kompositionen an.

Er war ein vollendetes Ganzes in seiner Art. Aber er wollte mit von der Partie der musikalischen Klassiker sein und zwar gerade der älteren, wie Händel und Bach. Von dem, was er in dieser Richtung geleistet hat, kann man kurzweg sagen, daß man derartiges doch noch lieber bei den Älteren sucht und hört als bei dem Epigonen. Seine Leistungen darin sind teils minderwertig, teils hinterlassen sie ein Gefühl des nicht ganz Wahren. Steis aber überraschen sie durch die großartige, geradezu verblüffende Kunst des Hineinlebens. Das alles möchten wir sogar von den eingangs genannten Oratorien trotz ihrer rührenden Schönheiten sagen. Sie enthalten eine merkwürdige Verbindung von der großen Beherrschung alttestamentlicher Tradition einerseits, von deutscher Meisterhaftigkeit und deutscher Herzensinnigkeit andererseits, mit dem Ergebnisse, daß doch nirgends eine rechte Befriedigung zustande kommt.

Noch mehr gilt das Gelegte von mehreren anderen Werken, die in kirchlichem Geist gedacht sind, also von den Orgelsonaten u. dgl. Sodann scheint es uns auch von den Streichquartetten zu gelten, obwohl unter diesen immer ein oder das andere seinen entzückten Liebhaber findet.

Sobald aber Mendelssohn über den klassischen Grundtypus hinausgeht; sobald wir seine unglaublich flott hinreißende Kammermusik für Klavier und Streicher hören, zumal die Klaviertrios; und gar erst wenn sein Streichquartett erklingt, dies äppig reiche lieblich heitere Werk, das allerdings des sorgfältigen Zusammenpieles von acht gewichtigsten Streichkünstlern bedarf: dann beginnt der echte Mendelssohn.

Seine Höhe erreicht er in der Form des graziösen Scherzos, die den älteren Menuett ersetzt, und die ihm fast völlig zu eigen gehört; sondern namentlich in allem, was Eisenmusik u. dergl. ist. Hier reicht schwerlich ein anderer Komponist an ihn heran. Die Zauberlänge seiner Ouvertüre zum „Sommerabendstraum“ entzückt immer wieder auch den, der Mendelssohns „Hochzeitsschmuck“ zu dem bekannten Shakespeareschen Stücke für eine Grobheit hält. Aber nicht nur die genannte Ouvertüre, sondern so gut wie alle seine sogenannten Konzertouvertüren zeigen Mendelssohns Eigenart auf ihrer besten Höhe. Auch die Sinfonien kommen ihnen nahe. Die „Reformations-Sinfonie“ nimmt geradezu manches von Richard Wagner vorweg — nur darf man dies nicht sagen. Die Klavierstücke, einst sozusagen verheimlicht, gipfeln in den „Liedern ohne Worte“, die allerdings wohl mehr Vorläufer haben, als man gewöhnlich beachtet, aber für immer eine Eigenleistung bleiben. Und das Violinkonzert verliert seinen mächtigen Eindruck wohl nur dadurch, daß es ein Allerweltsmeisterstück geworden ist.

Von den Vokalwerken Mendelssohns kennen wir die „Walpurgisnacht“ durch den Berliner Volksschor, dagegen die wertvollen Männerchöre und die Sologefänge wohl noch zu wenig. Die eigentlichen Lieder mag ein „Moderner“ nicht. Einst ließen sich unsere Großeltern mit Entzücken „auf Flügeln des Gesanges“ „bis an die Ufer des Sanges“ tragen; heute bleibt man dagegen etwas kühl. Allein man muß einseitig geworden sein, wenn man beim Durchblättern der Mendelssohnschen Lieder nichts verspürt von ihrem innigen Fühlen, selbst von ihrer Geschicklichkeit, das Musikalische der Natur darzustellen und ihr ganz besonders die Frühlingslänge abzulauschen.

Doch die Entwicklung der Liedkomposition ist zwar nicht über solche Kunst, wohl aber über manche Kunstwidrigkeit hinausgegangen. Ein Beispiel! Mendelssohn komponiert unter anderen Texten von Heinrich Heine auch das Reiselied „Der Herbstwind rüttelt die Bäume“ (op 34, Nr. 6). Darin steht auch der Vers: „Die Hunde bellen, die Diener erscheinen mit Kerzengesirr“. Der Komponist folgt hier nicht dem Satzgefüge, sondern dem Versgefüge und macht seinen Einschnitt hinter „Diener“. Man hört also: „Die Hunde bellen die Diener“, und dann nachher: „Erscheinen mit Kerzengesirr“.

Wie dann dem ersten musikalischen Romantiker Mendelssohn der noch romantischere Schumann folgte, der wohl intimste Bertouer Eichendorffs und Heines; wie dann auch über ihn die Entwicklung der gelingenen Sprache hinausging; das ist nicht mehr unser heutiges Thema.

Am wenigsten bewähren sich Mendelssohns Glück und leichte Hand im Fache der Oper. Begreiflich, daß der erfolgreiche Jünger der klassischen Musik mit ehrgeizig brennender Sehnsucht nach einem solchen Schaffen begehrt! Doch nur Nebenachtliches kam zustande; selbst seine Begleitungsmusik zu Teilen von antiken Dramen, namentlich der „Antigone“, kräftet kaum ein anderes Dasein mehr als in gelehrter Welt.

Hier spielte auch äußeres mit. Jetzt, ein Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn, gewann bereits neunjährig als einer der gewandtesten Klavierpieler und elfjährig als Komponist die Herzen. Den Herzen folgten bald auch glänzende „Beziehungen“. Sie waren um so berechtigt, als Mendelssohn sich lebhaft um die Pflege der Klavier verdient machte; ihm ist namentlich die Wiedererweckung der Matthäus-Passion von Bach zu danken, durch eine Aufführung im Jahre 1829, seit der das Werk namentlich in der Berliner Singakademie und sonst auch in aller musikkundigen Welt ständig wiederkehrt.

Aber selbst solche Bemühungen und ihre allgemeine Anerkennung brachten ihm nicht einmal die Direktion unserer Singakademie ein und unser Opernhaus ließ seine Kraft zunächst ebenfalls unvertwertet. Als man ihm hier mehr entgegenkam, z. B. durch Aufführungen seiner antifikierenden Kompositionen, sah er bereits in Leipzig fest. Dort wirkte er seit 1835 als Dirigent des „Gewandhauses“ sowie seit 1843 als Gründer und Direktor des damals grundlegenden Leipziger Konservatoriums und bedeutete in seiner Person geradezu eine Centralstelle für Musikpflege und musikalische Bildung.

Bereits am 4. November 1847 starb er. Für sein Andenken ist in früheren Zeiten nicht wenig getan worden. Noch ehe Mozart und Schubert, Schumann und Berlioz Gesamtausgaben ihrer Kompositionen bekamen, wurde Mendelssohn mit einer solchen bedacht, nachdem bis dahin erst Bach, Händel und Beethoven in ihrem Gesamtwerk herausgegeben waren. Die schwerste Arbeit scheint die Gesamtausgabe Mendelssohns gerade nicht gewesen zu sein.

Schwerlich gibt seine Erscheinung dem Forscher irgend welche Rätsel auf. Nur der Gegensatz der Nüchternen stört das abschließende Bild, das wir uns von ihm machen können, und das die Jubiläumstage wiederum zeigen werden. Darin wird aber auch die Mahnung liegen, endlich einmal bedeutende Leistungen nicht daraufhin zu betrachten, welcher „Nüchtern“ sie angehören, sondern welche Bedeutung sie haben. Und wertvolle Musik hat Mendelssohn unter allen Umständen geschaffen. Er war äußerlich höchst vielseitig; doch an das Umfassende der eigentlichen Klavier reichte er nicht heran. Aber er versteht mit inniger Teilnahme das deutsche Sangeswesen, das laute wie das stumme, das häusliche wie das draußen in der Natur. Für welches Instrument und für welche Musikform auch immer er komponiert; diese Freude am rührenden Gesang lebt überall und stets prunklos. Man mag darin das letzte Ausfließen einer jüdischen Klage zu vernehmen glauben; dem Abendland ist es jedenfalls so zugute gekommen, daß wir es nicht mehr wissen möchten.

sz.

## Winterkälte und Insektenleben.

Die meisten Insekten beweisen eine so energische Lebensfähigkeit und Widerstandskraft gegen die Kälte, daß sie fast ohne jede Erstarrung den Winter überdauern. Manche Insektenlarven, die kaum einen Millimeter Länge haben, besitzen soviel Lebenskraft, daß sie die ganze kalte Periode ohne Schaden überdauern. Der Entwicklungszustand freilich, in welchem die Insekten überwintern, ist ein sehr verschiedener. Die meisten ausgewachsenen Tiere lernen nur die Sommerfreuden kennen, um zu sterben, sobald der erste Nauhwind die Blätter von den Bäumen schüttelt, aber ihre Nachkommen harren im Ei oder Larvenzustand in geschützten Schlupfwinkeln gut verwahrt des kommenden Frühlings. Es gibt auch zahlreiche Insekten, die nie ganz in unseren Behausungen fehlen und sich auch draußen in der Natur einem aufmerksamen Beobachter oft zeigen. So finden wir in den Küchen oder in Wohnzimmern, die längere Zeit kalt stehen, noch immer einige von unjerner treuesten Stubengenossen, die Fliegen. Auch viele intimere Schmarotzer führen bekanntermaßen ihr heißendes Dasein im Winter ruhig weiter. Die Parasiten der Säugetiere sind vielfach als Puppen an den Haaren ihrer Wirte, z. B. der Schafe und Giraffe, festgeklebt zu finden, und die auf Vögel lebenden Arten bleiben im Winter meist in deren Nestern als Puppen liegen. Da nun viele dieser Vögel, wie die Schwalben, ihre alten Nester wieder aufsuchen, so finden auch die oft nicht zum Fliegen fähigen Parasiten im Frühlings regelmäßig wieder ihren Tisch gedeckt.

Treten wir an einem klaren Wintermorgen in ein unbewohntes Zimmer, so trifft es sich oft, daß wir an sonnenbeschienenen Fenstern einen Schmetterling, meist Fuchs oder Pfauenauge, lustig umherflattern sehen. Kommen dann wieder trübe, kalte Tage, so müssen wir lange suchen, bis wir diesen Wintergast in irgendeiner dunklen Ecke oder am Zweige einer Topfpflanze wiederfinden. Und

in welcher Stellung verharzt er dann dort! Mit beiden Hinterbeinen hat er sich festgeklammert, zieht die Puppenfüße und das zweite Beinpaar eng an den Leib und hängt in dieser Weise ganz mechanisch mit dem Körper nebst den zusammengelegten Flügeln senkrecht herunter. Seine Stellung ist also ganz ähnlich der der Fledermäuse, wenn sie schlafen oder wenn sie ihr Winterquartier bezogen haben. Mit vier scharfen und gebogenen Krallen hält sich das Tier mehrere Monate hindurch ohne die geringste Muskelanstrengung in seiner Ruhelage. Sobald es jedoch Sonnenschein entdeckt, fliegt es ans Fenster, hält Ausschau, ob noch nicht die wärmende Frühlingssonne gekommen ist und nimmt dann wieder geduldig das frühere Versteck ein. Pflücken wir aus übel angebrachtem Mitleid der Natur ins Handwerk und setzen diesen Wintergast in ein warmes Zimmer, so haucht er bald sein Leben aus.

Ungefähr hundert Arten, also beinahe der dreißigste Teil aller Schmetterlingsarten Deutschlands, pflegen sich im Spätherbst aus ihren Puppen zu entwickeln und den Winter an verborgenen Orten zu verbringen, um dann im Frühjahr für die Fortpflanzung sorgend, ihre Eier an den frisch grünenden Nahrungspflanzen der Raupen abzusetzen. Treten wir hinaus und schauen unter die Dachrinnen und überhängenden Dächer, oder lösen die lockere Rinde der Bäume ab, so finden wir noch weit mehr überwintende Schmetterlingspuppen-Raupen und -Eier. Aber auch in den Böden und Teichen lebt und weilt es trotz Frost und Eisdecke. Da finden sich bald ruhig im Schlamm eingewühlt, bald munter unter dem Eise herumschwimmend, die Wasserläufer. Entfernt man das Eis, so erscheint der Raumer- oder Drehsäfer, der sogleich auf der Wasserfläche seine munteren Vögel zu ziehen beginnt. Nimmt man einen größeren Stein behutsam aus dem Wasser heraus, so erblickt man eine Menge kleiner Röhren, die fest angeklebt, in höchst eigentümlicher Weise aus Steinen, Schneeden und Holzstücken erbaut sind. Drückt man eine solche Röhre ein wenig mit dem Finger zusammen, so schaut, allerdings unfreiwillig, am Ende ein häßliches Köpchen hervor, die Larve der Frühlingsfliege.

Auch die Luft wird an warmen Wintertagen belebt, besonders durch einige Mückenarten, die dann im Sonnenschein ihre lustigen Tänze ausüben. Von den verhassten Stechmücken pflegen nur die Weibchen eine so große Ausdauer zu beweisen, daß ein zur Erhaltung der Gattung vollauf genügender Teil den Winter übersteht. Da nun die von diesem Weibchen im Frühlings ersiehenden neuen Generationen sich erst als Larven allmählich entwickeln müssen, so erklärt sich dadurch die Tatsache, daß bis zum Hochsommer vor den blutgierigen Schmarotzern im allgemeinen Ruhe ist.

Es kommt wohl auch vor, daß sich ein Frühlingsbote in seinem geschützten Quartier austrickt, besonders dem Railläfer ergeht es häufig so.

Interessant ist das winterliche Treiben und Tun aller geselligen und überhaupt nestbauenden Insekten, die entweder direkt ihre Jungen aufziehen und wie die Vögel füttern, oder für sie das Futter eintragen und aufspeichern. Einen größeren Schutz gegen Kälte haben diese Tiere schon durch ihre Anbauung, wodurch sie sich gegenseitig erwärmen. Soll ein solcher Staat den Winter überdauern, so haben die vollkommenen Tiere für sich selbst genug zu sorgen und müssen größere Mengen von Honig aufspeichern, um im Winter davon leben zu können. Deshalb erhält sich in unseren Gegenden von den Bienen nur die Honigbiene, von den übrigen Arten gehen alle vollkommenen Tiere zugrunde. Dagegen sterben bei den Wespen, die kein Futter für die kalte Jahreszeit eintragen, sondern mit sorglosem Sinne nur immer der Gegenwart leben, im Spätherbst alle Arbeiter und Männchen ab und es überwintern nur die Weibchen im Zustande des Winterschlafes im Neste oder an anderen geschützten Orten. Infolgedessen ist bei den Wespen die Individuenzahl im Frühjahr sehr gering und wächst erst gegen den Herbst hin.

Ein merkwürdiges Leben führen die Ameisen im Winter. In ihrem Baue befinden sich während der kalten Jahreszeit Weibchen und Arbeiter und oft auch Eier und Larven, nur keine Männchen, da diese im Sommer gleich nach dem Hochzeitsflug absterben. Als Nahrung suchen sich diese Ameisen allerhand tierische Abfälle. Treten sehr kalte Tage ein, dann schmiegen sich alle Bewohner zu einem sehr dichten Ballen zusammen und verfallen in Erstarrung. Sobald es aber wieder milder wird, erscheinen sie in Haus und Heide als beunruhigende Gesellschaft.

Es gibt auch mehrere Arten von Insekten, die für die Kälte fast gar nicht empfindlich sind. Die Poduren oder Springschwämme leben den ganzen Winter hindurch unter Steinen und Moos oft in zahlreicher munterer Gesellschaft. Diejenigen Insekten, welche am liebsten die Schneedecke zu ihren Spaziergängen wählen und mit ihren langen Beinen gravitativ über die von der Sonne beschienenen eisigen Gefilde streifen, kaspeln sich, wie der Gletschergast, gerade während der trockenen Sommerzeit als Larven ein, führen also eine Lebensweise, die derjenigen aller anderen Insekten vollständig entgegengesetzt ist.

Der Winter bedeutet also gerade für die zarteste Tierwelt keineswegs Tod und Erstarrung, wie allgemein geglaubt wird.

Landgrebe